Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 23 (1963-1964)

Heft: 2

Artikel: Dorfkultur und Weiterbildung der Jugend

Autor: Thürer, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-356163

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dorfkultur und Weiterbildung der Jugend

Rede von Professor Georg Thürer vor dem Bündner Lehrerverein an seiner Jahresversammlung 1963 in Andeer

Mein erstes Wort sei Ausdruck des Dankes. Sie haben mich in Ihre Mitte gerufen und vertrauensvoll um meine Ansicht über den Fragenkreis der Dorfkultur und Weiterbildung der Jugend gebeten. Nun darf ich mich freilich nicht rühmen, ein Kenner dieser Zusammenhänge zu sein. Ich bin wohl ein aufmerksamer Beobachter, allenfalls ein Ratgeber und gewiß ein Freund eines gesunden Dorflebens. So folgte ich denn Ihrem Rufe in diese Herzlandschaft Graubündens, durch die ein uralter Paß mit der neuesten Straße geht und wo man dank dem Guckloch nach Süden schon einen Schimmer Mittelmeer ahnt. Im Dreiklang der Sprachen der italienischen Arbeiter am Straßenbau, der eingesessenen romanischen Talleute, der Nachfahren derer, die unter der Bilderbibel der Zilliser Kirchendecke getauft wurden, sowie der deutschsprachigen Freien Walser droben im Rheinwald und der Deutschbündner drunten am ruhiger fließenden Rhein haben wir an den Ufern des Talflusses ein Graubünden im Kleinen beisammen. Die Vielfalt Rätiens ist mir von unserer Familie her vertraut und auch die Bündnerschule nicht fremd. Mein Großvater ging durch das Bündner Lehrerseminar. Er erlebte es noch, wie sich drei seiner Enkel dem Schuldienst zuwandten, und die Zahl der Urenkel, die einen Beruf im Dienste der Jugenderziehung gewählt haben, ist bereits zweistellig geworden. Sie sehen, daß die Familie meines Neni aus dem Albulatal in guten Treuen versucht, ihren Beitrag an die Behebung des Mangels an Lehrern zu leisten.

I.

Der Mangel an Lehrern ist heute in den Dörfern bedrängender als in den Städten. Das hängt mit mancherlei Gründen zusammen, die sich teils eher in Worten und teils besser in Zahlen ausdrücken lassen. Sie kennen diese Fragen, die sich von Ort zu Ort mit verschiedenen Akzenten stellen, viel besser als ich. Allein gerade darum werden Sie mir rechtgeben, wenn ich zu Beginn unserer Besinnung den Wunsch ausspreche, es gelte für das Dorf eine Lebensform anzustreben oder zurückzugewinnen, in welcher vor allem der junge Mensch erkennt und erlebt, daß er einer lebendigen Gemeinschaft angehöre. Trägt er diese Erfahrung und diese Überzeugung in sich, so ist der Drang des jungen Lehrers und der jungen Dorfgenossen nach der Stadt nicht mehr so zugkräftig, als wenn sich die Meinung einnistet, das Dorf sei grob gesagt: ein Kaff, wogegen die Stadt einem Paradies auf Erden gleichkomme. Unser Vortrag redet bewußt der Aufwertung und Aufrüstung des Dorfes das Wort. Dabei wollen wir freilich einräumen, daß wir keinerlei geistige Inzucht anstreben wollen und eine gewisse Wanderbewegung durchaus als befruchtend gelten lassen. Seien wir doch, wenn man uns die Dorfgemeinschaft der guten alten Zeit vorrühmt, so redlich, zu gestehen, daß sich früher mindestens die halbe Jungmannschaft, sei es zeitweise als Söldner und Gewerbsleute, z.B. als Zuckerbäcker, Glaser

und Maurer, oder sei es auch als Auswanderer dauernd in der Fremde niederließ. Wenn Graubünden zur Zeit seines Beitrittes zur Eidgenossenschaft zu den sechs volksreichsten Kantonen gehörte, die zwei Tagsatzungsmitglieder stellen durften, und heute aus dem Drittel der volksreichsten Kantone gegen den Schluß des zweiten Drittels zurückgefallen ist, so erklärt sich dieses Zurückweichen um bald zehn Ränge auch aus dem Abenteuerdrang der Bündner, andere Leute kennen zu lernen, und ferne sei es von uns, den gesunden Lebensmut, der darin steckt, zu verkennen. Der Unterschied gegenüber früher besteht vor allem darin, daß heute die betagten, erfolgreichen Auswanderer nicht mehr heimkehren wie einst, als sie das Dorfleben in vielfacher Weise bereicherten, sei es durch die stattlichen Häuser, die sie erbauten, oder die weltweiten Bezüge, welche sie in die Dorfgespräche brachten. Ja, früher ergänzten sich in manchen Engadiner Dörfern Gespräch und Lebensweise derer, welche stets in der Arvenzone lebten, mit den Weltkundigen, die von Venedig bis Kopenhagen, von Warschau bis Spanien das vornehme Europa in ihren Kaffeehäusern sahen und es später sprachenkundig und «kundenkundig» daheim als Hoteliers zu empfangen wußten. Zweifellos geht es auch beim Vorhaben, die Jugendlichen nach dem Schulaustritt und selbst die Erwachsenen bewußter zu bilden, um die Hereinnahme einer großen Welt in unsere kleinere Dorfwelt. Es ist die geistige Welt, und der Plan wird dann geglückt sein, wenn unser Volk erkennt, daß der Weg zu einem erfüllten Leben in jedem Bündner Dorfe offen steht und nicht des Umweges über Chur, Zürich oder Paris bedarf. Kultur muß und soll ja nicht die Mangelware der Dörfer und der Überfluß an Kultur, wenn nicht gar der Überdruß daran, darf nicht das Merkmal der Städte sein.

Ja, was ist denn Kultur überhaupt? Befragt man zunächst das Wort selbst, so ist die Auskunft der Sprache klar. Das Wort ist lateinischer Herkunft und bedeutet Pflege. Jede Pflege aber bezeichnet eine Haltung und Handlungen, welche über die Natur hinausgehen. Die Sorge für das nackte Leben junger Lebewesen ist weder bei Mensch noch Tier schon Kultur, sondern Aufzucht aus dem Trieb der Selbsterhaltung heraus. Natur wird daher oft im Gegensatz zur Kultur genannt. Wir sollten die Natur indessen nicht als Widersacherin der Kultur betrachten. Die Natur bietet die gesunde Grundlage, aber nicht den Gipfel des Lebens. So ist z. B. die Körper-Kultur dann verfehlt, wenn sie nur im Dienste der Muskeln steht; sehr nötig aber ist sie und beglückend, wenn der Geist sie leitet.

Damit haben wir das entscheidende Leitwort genannt. Kultur bedeutet die Anerkennung des Geistes als maßgebenden Gestalter des Lebens. Da dem Tier der Geist abgeht, hat es keine Kultur. Der sog. Naturmensch oder der Primitive — und denken Sie beim Begriffe des Primitiven nicht nur an Andersfarbige—hat wenig Kultur, da sein geringer, trüber Geist immer von wirren Geistern umlagert wird, die aus unbewältigtem Innenleben stammen. Echter Geist aber befreit und erhebt. Er erkennt das Wahre und tritt dafür ein. Er liebt das Gute und lebt es nach Kräften vor. Er schätzt das Schöne in Umwelt und Kunst und sieht in der schönen Form den Ausdruck geistiger Ordnung als Spiegel der göttlichen Schöpfungsordnung, denn der Geist ehrt das Heilige. Er ist tiefinnerlich davon überzeugt, daß Gott den

Menschen mit Seele und Geist ausgestattet hat, damit er in der ihm zugemessenen Zeit seines Erdendaseins diese Gottesgaben zu seinem und der Mitmenschen Heil gebrauche, bis er aus unserm Lebenskreis abberufen wird. Diesen uns zugemessenen Lebenskreis aber zu erkennen und aus dem Geiste der Verantwortung zu gestalten, heißt nun Kultur. Wer es tut, von dem sagen wir mit Recht, er habe Kultur, und wenn dabei Güter entstehen wie ein Kunstwerk, wenn eine wissenschaftliche Entdeckung glückt, wenn ein neues gutes Verfahren, ein wesentliches Gesetz des Zusammenlebens herausgefunden werden, so darf man von den Menschen, die mitwirkten, wohl sagen, sie hätten Kultur geschaffen. Man kann also Kultur haben, was von Einzelnen wie von einem Kulturkreis gelten kann, und man kann Kultur schaffen, d. h. Werke hervorbringen, die Zeugnisse und gewiß auch Hilfskräfte des geistgeführten Lebens sind.

II.

Die Geschichte zeigt, daß die Kultur nicht zu allen Zeiten gleiche Träger hatte. Im frühen Mittelalter war es die Kirche, welche Kult und Kultur eng verband. Alles menschliche Tun wurde im Widerschein des Ewigen gesehen, und dieser Auftrag kann und darf nie aufhören.

Als im späten Mittelalter eine Verweltlichung der Kirche einsetzte und es Klöster gab, in denen keiner der Insassen mehr des Lesens und Schreibens mächtig war, wurde die Ritterburg zur Stätte der Kultur. Beim Niedergang des Adels wechselte dann der Sitz der Kultur in die aufblühende Stadt, wo die gesamte Bürgerschaft zur Kulturträgerin wurde; später waren es bestimmte Gruppen und Vereine und vor allem die Schule aller Stufen.

Diese allgemeine europäische Entwicklung gilt auch für die Schweiz, aber mit einem Zusatz. Wäre nämlich hierzulande seit dem Spätmittelalter nur die Stadt Kulturträger gewesen, so wäre unser Land kulturell übel dran gewesen, denn in der Schweiz lebte von jeher nur ein Bruchteil des Volkes, der allerdings in unserer Generation den Drittel überschritten hat, in großen Gemeinwesen mit über 10 000 Einwohnern. In unserm Lande, dessen Bundesgründer in Dörfern, in Weilern und auf Einzelhöfen wohnten und in dem die Bergbauern vor den Stadtbürgern Eidgenossen waren, hatte das Dorf von jeher sein Ansehen und wenigstens bis in die letzte Generation auch sein gesundes Selbstbewußtsein. Der Dörfler war hier weniger der verlachte Tölpel als anderswo. Er war wenigstens in den Landsgemeinde-Orten und in Graubünden vielmehr ein Hauptträger der politischen Kultur. Selbst in Untertanenlanden der alten Eidgenossenschaft gab es eine dörfliche Selbstverwaltung. Ohne diese Gemeindekultur wäre im letzten Jahrhundert der Aufbau des Bundesstaates und der neuen Kantone bedeutend schwieriger gewesen. Um 1800 lebten erst 3 % der Schweizer in großen Gemeinwesen, wie sie heute als Städte bezeichnet werden. Heute sind über 40 % des Schweizervolkes in solchen Ortschaften mit über 10 000 Einwohnern daheim.

In unserm Jahrhundert hat allerdings eine Entwicklung eingesetzt, in welcher die Stadt das Dorf beschattet. Rege Eltern, die ihre Kinder schulen lassen wollten, zogen gerne oder notgedrungen aus Mangel an Bildungsgeld in die Städte mit hohen oder doch mit mittleren Schulen. Konzerte,

Theateraufführungen, Bibliotheken, Museen und Ausstellungen beleben dort das kulturelle Leben. Oft blieben die Unbeweglicheren auf dem Lande, die aber mitunter freilich im Charakter beständiger sind als die Nestflüchter, die das Dorf, das sie mit erheblichen Kosten schulte, nun nicht selten als Nest schelten, in dem nichts los sei. Daß es durch den Wegzug der Beweglichen nicht lebendiger wird, kümmert diese wenig. Das Dorf war ihr Flugbrett. Möge dort bauern, wer da wolle! Die Stadt bietet mehr, so sagen sie. Was sie selbst der Stadt bieten, wird nicht gefragt. Man begafft die Wochenschau, ist über den jähen Tod des Präsidenten Kennedy ein wenig traurig, hört aber nicht auf seine wegweisenden Worte wie jene Ermahnung «Frage nicht so sehr, was Dein Land Dir biete, sondern, was Du Deinem Lande zu bieten bereit bist.»

Das Übelste an der eingerissenen Abschätzung des Dorfes ist, daß man auch auf dem Lande das Leben nach städtischen Maßstäben zu messen begonnen hat. Das Leben am trauten Dorfbrunnen wird als öde bewertet, weil weniger Wagen daher flitzen als am Zürcher Paradeplatz. Als ob die Verkehrsdichte ein Kulturmaß wäre!

Nun wollen wir gerne einräumen, daß die Stadt die Lebensformen rascher wechselt als das Land. Nicht umsonst geht die sich überall wandelnde Mode von der Stadt aus, während die beständigere Tracht eher auf dem Lande daheim ist.

Vergleicht sich das Dorf aber in allem und jedem mit der Stadt, so ist es allerdings eine lächerliche Kleinform der Großsiedlung. Dann ist das Dorf bereits ein Opfer der gesinnungsmäßigen, innern Verstädterung geworden, die womöglich verheerender ist als der äußere Zug in die Stadt. Und wehe dann einem solchen seelisch ausgehöhlten Dorfe! Das Beispiel der geistig und wirtschaftlich verödeten «Provinz» Frankreichs zeigt uns, wohin es führt, wenn großen Volkskreisen nur das Leben in der Kapitale als erstrebenswert gilt.

III.

Was hoffen nun Freunde der Erwachsenenbildung auszurichten, um dem Dorfe, das kulturell ins Rutschgebiet hineingeraten ist, aufzuhelfen? Beginnen wir mit einer Möglichkeit, welche zunächst keiner Ordnung, wohl aber des hohen Einsatzes Einzelner bedarf. Der Berner Bauerndichter Jeremias Gotthelf hat diesen Weg gewiesen, und sein ganzes Schaffen war ein Schreiten auf diesem Wege. Sein erstes Werk hieß «Bauernspiegel» und schilderte das Sein und ließ das Sollen durchschimmern. Der träfe Titel überschreibt gleich sein ganzes Lebenswerk. Schon der allererste Satz, ein richtiger Ein-Satz, ist unvergeßlich: «Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, das man nicht zählte nach Christus.» Am Schlusse des Buches sieht man den einstigen Verdingbuben, der als Kind und Knecht alles Elend auf der Schattenseite des Lebens kennen gelernt hatte, bis ihm dank einer entscheidenden Begegnung mit einem besonnenen Freund in fremden Kriegsdiensten der Sinn des menschlichen Daseins aufging, an einem seltsamen Werke. Er bezog seinen «Gaststubenposten», d. h. er nahm sich vernachlässigter Wirtskinder an und begann die Dorfleute in ein wesentliches Gespräch zu bringen, damit sie über alles, was ihre Dorfgemeinschaft auszuhöhlen drohte, vom scheinheiligen Sektenwesen bis zu

kommunistischen Umtrieben, ihr klares Urteil bekämen. Dieser Sohn der Not war nicht nur durch Schaden klug, sondern durch Leiden und Einsicht weise geworden und widmete sich abends im Gespräch und dann durch die ergreifende und faßliche Niederschrift seiner Lebensgeschichte der Erwachsenenbildung.

Damit haben wir aufs neue ein Wort genannt, das heute in vieler Leute Mund und in mancher Herzen ist. Gotthelf kannte es nicht, aber die Sache war ihm wohlvertraut, und sein erster Bildungsroman zeigt aufs schönste, wie sich echte Erwachsenenbildung dank einem bedeutenden Ratgeber auf natürliche Weise ergab: die Gemeinde vom Schlage jenes Dorfes Unverstand sollte zur echten Gemeinschaft von Menschen guten Willens werden.

Heute sind die Verhältnisse in den meisten der gut dreitausend Gemeinden unseres Landes grundanders geworden. Das treffliche Heft «Bildungszentren in den Gemeinden», welches die Schweizerische Vereinigung für Erwachsenenbildung in Verbindung mit der Nationalen Schweizerischen UNESCO-Kommission herausgegeben hat, beklagt, daß die Bildungsveranstaltungen «allzuhäufig in unfreundliche Hinterlokale von Restaurants» verlegt werden müssen, wo «Musikproben, Stimmengewirr und Küchengerüche» störend wirken; auch seien meistens «Mobiliar, Beleuchtung und Wandschmuck völlig ungeeignet». Wenn wir demgegenüber festhalten möchten, daß das lebendige Wort des Leiters und das echte Gespräch aller noch wichtiger sind als die Ausstattung, so unterstützen wir doch freudig den Ruf nach geeigneten Bildungszentren, denn die meisten Schulräume können nicht als solche gelten: die Erwachsenen zwängen sich ungern in die Bänke, die für Schüler bemessen sind, und den Klassenzimmern haftet obendrein meistens ein Schuelgschmäckli an, das nicht jeder Nase wohltut. Graubünden fehlt es nicht an Beispielen für Bauten im Zeichen eines gesunden Gemeindelebens. Nehmen wir als jüngstes Beispiel den neuen Mehrzweckbau von Viano und als nahes Beispiel das Haus, das die Knabenschaft von Masein vor einem guten halben Jahrhundert errichtete. Ich verbrachte den gestrigen Abend dort oben am Heinzenberg im Saal, der die Dorfleute zu Theater, Tanz und Vorträgen vereinigt.

Woher denn der heute immer dringendere Ruf nach Erwachsenenbildung? Er hat mehr als einen Grund und auch eine mehrfache Berechtigung. Da ist einmal unsere Demokratie als die anspruchsvollste politische Form des Zusammenlebens. Will sie in einer Zeit mit immer vielschichtigeren Lebensformen am Volksentscheid festhalten, so braucht sie Stimmbürger mit weiterer Umschau, tieferem Einblick und stärkerem Verantwortungsgefühl. Wir müssen im Zeitalter der Erdumfliegungen auch von der gesamten Mitwelt mehr wissen als unsere Urgroßväter, die noch mit der Postkutsche reisten oder wie der Puschlaver, der für die Verpflegung bei der Auswanderung nach Spanien einfach seine Ziege mitnahm, die seiner Straße entlang graste und ihn mit Milch versorgte.

Unsere Wirtschaft beansprucht, vorab in der Industrie, aber auch bei den sog. Dienstleistungen, den Menschen dergestalt einseitig, daß er des Ausgleichs bedarf. Der Sport bietet ihm eine wesentliche Ergänzung. Es bleiben aber auf der Ebene der wissenschaftlichen und künstlerischen Weiterbildung, im Kreis des frohen Bastelns (das im Gegensatz zum Teilschaffen

im Tagewerk aus den Händen ein Ganzes hervorgehen läßt), aber auch in der Welt der Bruderhilfe und des Glaubens noch viele Wünsche zu erfüllen und Gefahren zu verhüten.

Die an sich hocherfreuliche Kürzung der Arbeitszeit und die Ausweitung der Freizeit bieten dank den längern Wochenenden der Fünftagewoche und dem früher einsetzenden Feierabend die Möglichkeit, Werkstätten aufzusuchen und an Kursen teilzunehmen. Freilich fahren sich heute im Zeichen König Motors des Großen allzuviele halbtrümmlig und todmüde, so daß sie die Fron der Technik, unter welcher sie fünf Tage seufzen, an zwei weitern Tagen noch freiwillig fortsetzen. Andere ertragen die Arbeitsruhe sonstwie nicht. Was für den einen schöpferische Muße ist, bedeutet eben dem andern Müßiggang als aller Laster Anfang. Es braucht zwischen Schulhaus und Kaserne wohl eine lebensnahe Beratung, um die Freude an jener Erholung zu bieten, die nicht nur ein Zerstreuen (oder Zerfahren) ist, sondern zugleich eine Sammlung im Sinne der Konzentration auf eine wertvolle Sache, aber auch des Kräftesammelns in ausgleichender Erholung. Lustbetonte Tätigkeit wie entspannende Spiele haben ihr gutes Recht in unserer Freizeit.

Man sage nicht, bisher habe auf dem weiten Felde der Erwachsenenbildung jeder Acker brach gelegen. Man denke nur an den großen Dienst der Kirchen. Jeder gute Gottesdienst ist nach unserer Überzeugung die wertvollste Erwachsenenbildung, wenn sein Auftrag natürlich auch noch in höherm Zeichen steht. Die Kirche hat, wenn auch spät, ihre Vorräume wahrgenommen. Ihre Jugendgruppen und ihre Heimstätten suchen die Mitte zwischen Heim und Gotteshaus als neuen Ort der Begegnung mit dem Evangelium fruchtbar werden zu lassen. Da ist auch die Presse, welche seit Generationen das Neue meldet und zur Urteilsbildung anhält. Vereine veranstalten ihre Vorträge und pflegen das Schöne in Musik, Gesang, auf der Bühne oder im Aufbau von Museen. Radio und Fernsehen haben sich eingeschaltet, und manches Gespräch am Runden Tisch hat unsinnige Scheuklappen der Parteien beseitigt. Aber auch die Parteien selbst führen allgemein bildende Kurse durch. Ja, auch die Arbeitgeber nehmen sich der hauseigenen Freizeitgestaltung an. Am wenigsten tut es leider die Familie. Oder kann sie diese Aufgabe nicht mehr erfüllen wie früher? Sie ist bald nur noch zur Ausnahme eine Werkgemeinschaft, ja oft kaum noch eine Tischgemeinschaft. Manche Wohnung — ich sage nicht mehr «Heim» — ist dadurch gekennzeichnet, daß in ihr die einzelnen Familienglieder zu verschiedenen Zeiten essen und schlafen. Es hält z. B. in Vororten ungemein schwer, den Familien über das Schulalter hinaus ihre bildende Kraft zu erhalten oder neu zu verschaffen.

Umso eher sollen die Bildungszentren in unsern größern Ortschaften ein heimartiges Gepräge erhalten, d. h. Tische statt der Pulte, Stühle statt der Bänke aufweisen und in jeder Hinsicht zum freudigen Verweilen einladen. Es sollen Bücher in Reichweite sein, Bilder in Wechselrahmen mögen den Geschmack bilden. Gäste als Redner der Volkshochschulen sollen daherkommen, Politiker sollen vor Abstimmungen ihren Standpunkt vertreten, Künstler von ihrer Arbeit sprechen und Werkproben bieten.

Kein Geringerer als Churchill schrieb im Jahre 1953: «Von allen unsern

Bildungseinrichtungen gibt es vielleicht keine, die so sehr die Hilfe und Ermutigung des Staates verdient wie die Erwachsenen- oder Volksbildung», und der große Staatsmann zweifelte nicht daran, «daß ein Mensch, der im reifen Alter sich durch ein erweitertes Wissen im Leben besser zurechtzufinden sucht, in unserm Zeitalter der Verwirrung, Leichtgläubigkeit und unkritischen Anbetung den besten Schüler darstellt, den man sich denken kann.»

Hören wir noch zwei Stimmen aus dem Kreise der zuständigsten Mitbürger. Fritz Wartenweiler, der unermüdliche Wanderlehrer, welcher durch das Beispiel der nordischen Volkshochschulen angefeuert worden ist, sieht die Aufgabe der Erwachsenenbildung darin, «den Erwachsenen, die nach Bildung streben, die Fähigkeiten entwickeln zu helfen, die ihnen ein wertvolles Leben in geistiger Selbständigkeit möglich machen.» Leider hat sich Wartenweilers Wunsch nach Heimen, in denen ein erheblicher Teil des Volkes gemeinsame Monate verbringt und niemand nur «Schüler» und niemand nur Lehrer ist, nur in bescheidenem Maße erfüllt.

Größerer Erfolg war den Abendkursen der Volkshochschulen beschieden, welche an den Arbeitsorten der Werktätigen stattfanden. Der große Förderer und Leiter dieser namentlich im Kanton Zürich vorbildlich entwikkelten Form der Erwachsenenbildung ist Dr. h. c. Hermann Weilenmann. Er strebt an, daß die Teilnehmer der Kurse und der Studienreisen «denken, verstehen und sich am Schönen erfreuen lernen, damit die in jedem Menschen verborgenen geistigen Kräfte geweckt und erprobt werden». Auf solche Weise soll der Einzelne zur Persönlichkeit und zugleich zum tätigdienenden Glied seiner Gemeinschaft gebildet werden.

IV.

Die Frage erhebt sich, ob denn unsere Erwachsenen gewillt seien, nochmals als «große Schüler» zur Weiterbildung zu erscheinen. Die Antwort fällt nicht überall gleich aus. Einst kehrten wir in einer dänischen Volkshochschule ein, die von rund einem Drittel aller dortigen Bauern während eines Winters besucht — besser gesagt: bewohnt — wird. Als wir dort bemerkten, unsere jungen Schweizerbauern könnten sich halt eine so lange Abwesenheit vom Hofe nicht leisten, gab man uns zur Antwort, in Dänemark hingegen könnte man es sich nicht leisten, auf eine solche Vertiefung der Bildung zu verzichten. In Skandinavien liest jeder Bauer im Durchschnitt jeden Monat ein Buch. Und bei uns?

Die Einstellung des heutigen Menschen zum Lernen wandelt sich. Sei es aus Gründen des beruflichen Fortkommens, sei es aus Einsicht in die Wünschbarkeit weiterer Bildung, jedenfalls gehen heute mehr junge Leute länger in die Schule als früher. Wir entnehmen der trefflichen Rede über «Erwachsenenbildung als Aufgabe unserer Zeit», die Dr. W. Vogt an der diesjährigen Internationalen Lehrertagung in Trogen hielt und in der von ihm geleiteten Schweizerischen Lehrerzeitung vom 25. Oktober veröffentlichte, folgende Angaben. Im Jahrzehnt 1941 bis 1950, also im Jahrzehnt vor dem großen Zustrom an Fremdarbeitern, nahm die Zahl der ausgebildeten Techniker um 41 % zu, die der ungelernten Arbeiter aber um 15 % ab. Im folgenden Jahrzehnt, d. h. von 1950—1960, stieg bei den Rekruten

der Anteil der jungen Leute mit Mittelschulbildung von 8 % auf 11 %, während derjenige der Ungelernten von 21 % auf 13 % sank. Im Jahre 1950 hatten nur 29 % aller Rekruten nach der Primarschule noch eine anschließende Schule besucht, zehn Jahre später aber schon 38 % der zwanzigjährigen Feldgrauen.
Diese an sich erfreuliche Zunahme, an der freilich nicht alle unsere Berggegenden in wünschenswertem Maße beteiligt sind, darf indessen nicht als Befreiung von der Pflicht der Weiterbildung angesehen werden. Gewichtige Gründe sprechen dagegen. Einmal wandeln sich die Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur so rasch, daß ein Teil des Schulwissens — die ältern Lehrer mögen an die Physik-, Chemie-, Geographie- und Geschichtshefte ihrer Seminarzeit zurückdenken — nach zwei, drei Jahrzehnten überholt ist. Walter Erbe faßte seine Ansicht über den Anspruch der Gegenwart an den Menschen in den Satz zusammen: «Die Wahrheit ist, daß man zeitlebens nicht mehr aus der Schule kommt. Das ist das radikal Neue in der pädagogischen Situation unserer Zeit.» Und der amerikanische Admiral Rickover setzte einen politischen Akzent, indem er auf den Wettlauf zwischen der Sowjetunion und dem Westen in der Arena des Bildungswesens hinwies: «Die Nation, die dieses Rennen gewinnt, wird die potentiell herrschende Macht sein.» Steht auf einem Schulhaus im Gaster das hochgemute Wort «Volksbefreiung durch Volksbildung», so dachten die bildungsfrohen Freunde der Volksherrschaft an den Ausbau ihrer heimatlichen und vaterländischen Demokratie. Heute könnte man über die Stätten der Weiterbildung schreiben «Behauptung der Freiheit durch Fortbildung».

Eine andere Hauptursache der Bereitschaft zum Weiterlernen ist innerer Art. Je unübersichtlicher und indirekter das Verhältnis des Menschen zu seiner Arbeit und wohl auch zu seinen Mitarbeitern wird, desto mehr muß er vom Menschen erfahren, damit er in gesunder Ordnung des Lebens, des Schaffens, des Hoffens und der Liebe bleibe. Da geht es z. T. um Dinge, für welche der Volksschüler noch nicht reif ist, man denke z. B. an psychologische Fragen und soziologische Zusammenhänge. Freilich wird auf der Kanzel davon gesprochen, aber das Wort des Geistlichen erreicht vorerst nur denjenigen, der ohnehin ins Gotteshaus kommt. Freilich verschließt sich die Zeitung mit ihren Pressediensten solchen Fragen gar nicht. In Radio und Fernsehen ist ebenfalls die Rede davon, aber ihre Stimme erreicht nur den, der nicht ausschaltet, wenn das Unterhaltungsgeplätscher dem bildenden Wort weicht. Und von allen Büchern weiß ja der Lehrer gut genug, wie das Lesen ein Lernen ist. Die paar Schulbücher, welche in einer Mappe Platz finden, sind wie die von Golddruck auf Lederbänden blitzende Bibliothek totes Gut, wenn nicht die erweckende Begegnung von Mensch und Buch eintritt. Das lebendige Gespräch über ein Buch kann sie ebenso gut auslösen wie die Versunkenheit des geneigten Lesers.
Damit nennen wir die wichtigste, jedenfalls die bedeutendste Aufgabe der Fortbildung nach der Volksschule. Sie ist dann geglückt, wenn die jungen Leute auf dem Heimweg zueinander sagen: «Einst mußten wir zur Schule, nun *dürfen* wir es.» Da gilt es wohl, eine neue Grundhaltung zu gewinnen: Das bloße Abfragen trete zurück, das Fragen der Schüler trete hervor. Die

gemeinsame Suche ist wichtiger als das vom Lehrer verabfolgte Wissenspäckli. Aber Hand aufs Herz: Hat nicht schon Seminardirektor Conrad auch für die Volksschule erklärt, die beste Stunde sei diejenige, in welcher sich alles aus Schülerfragen ergebe? Aber ach, wie leicht vergessen wir über Lehrplanverpflichtungen die besinnliche Stunde mit dem Herzschlag echter Bildung! Man verstehe mich recht: auch die Fortbildung verlangt einen eisernen Bestand von Wissen. Wie soll ich z. B. eine fremde Sprache lernen, ohne mir Wörter einzuprägen? Ja, mein lieber Oehi auf einem Bündner Bauernhof sagte pfiffig: Italienisch zu lernen sei leicht, Käse heiße formaggio, «und mit den andere Wörter macht mä's prezis glych». Man denke auch von der Lust an der Steigerung nicht gering, und es bleibt mir eine offene Frage, ob man die Leistungen von Leuten unter zwanzig Jahren mit Zeugnisnoten versehen solle oder nicht. Ich neige zur Bejahung der Frage für die unmündigen; die ältern Besucher von Stätten der Weiterbildung sollen aber nur beraten, nicht mit Noten abgestempelt werden.

Bis zu welchem Alter soll man denn zur Weiterbildung kommen? fragen nun gewiß manche. Wann hat man wirklich ausgelernt? Lieber Mitbürger, da kann ich keine obere Grenze ansetzen. Im Zeitalter, da ein 87jähriger wie Adenauer unser größtes Nachbarvolk als Kanzler geführt und seine eigentliche Lebensaufgabe erst in einem Alter begonnen hat, in dem wir längst pensioniert sind, wollen wir die Möglichkeiten der obern Stockwerke nicht zum vornherein ausschließen. Gibt nicht Ihr rühriger Kollege Gian Gianett Cloetta auch in diesem Winter in seinem 90. Lebensjahr in Bergün seine treffliche romanische Dorfzeitung PRO BRAVUOGN heraus, einen trefflichen Dorfspiegel, wie man ihn hundert weitern Bündner Dörfern wünschen möchte! Im Kanton Glarus lebt ein alt Landammann, der mit 80 Jahren Russisch zu lernen begann und durchhielt, wie er auch unlängst mit 93 Jahren noch einen wissenschaftlichen Vortrag hielt. Aber sehen wir von solch erfreulichen Ausnahmen ab und halten wir uns an den Durchschnitt: Entgegen aller Klagen, der Mensch von heute hunde und hetze und nutze sich vor der Zeit ab, dauert unser Leben ja viel länger als das der Vorfahren. Als man vor einem Jahrhundert 6 bis 8 Schuljahre als Vorbereitungszeit für ein durchschnittlich 40 Jahre dauerndes Leben ansetzte, wußte man, daß man am Ende der Schulzeit rund ein Drittel des Lebens bereits hinter sich hatte; heute ist es nur noch ein Viertel bis ein Fünftel der «mittleren Lebenserwatung». Wollen wir daher bei der Frage der obern Lerngrenze nicht einfach feststellen, daß jeder Mensch als innerlich jung anzusprechen ist, so lange er zu lernen, auch umzulernen gewillt ist? Erst wenn ein Mensch seine Lehr- und Grundsätze vor jeder neuen Überprüfung krampfhaft abschirmt, dann zeigt er Anzeichen des Alterns, weil er die Lebensschule zu «schwänzen» beginnt oder ihr aus Schwäche fernbleibt.

Darf man übrigens die eigentliche Schulzeit als bloße Vorbereitungszeit auf das Leben bezeichnen? Sie soll doch auch schon selber erfülltes Leben sein. Jedenfalls gilt es bei der Weiterbildung den Gedanken zu bannen, man bleibe gleichsam im «Vorkurs» für das Leben selbst. Nein, das Leben selbst gilt es zu zeigen und zu deuten, und zwar vor allem das zeitgenössische Leben.

 Wie rasch der Laufsteg zur Gegenwart errichtet werden kann, erfuhr ich

jüngst in einer Geschichtsstunde für künftige Sekundarlehrer. Als ich von der Sterndeutung der alten Babylonier sprach, sagte einer der Kandidaten — gewiß als Sprecher für etliche einer Gruppe —, an der Astrologie sei doch mehr, als man gemeinhin glaube, und er hatte sich zu diesem Zwecke mit einem Bändchen ausgerüstet, worauf ein Verfassername mit Doktortitel zu lesen war. Ich ließ nun ermitteln, in welchem der Sternzeichen die meisten der Anwesenden geboren worden waren, um dann die Oberflächlichkeit der diesen Leuten zugeschriebenen gemeinsamen Charaktermerkmale zu erweisen. Zumeist läßt der Astrolog freilich vorsorglicherweise Hintertürchen für die Ausnahmen offen. In der nächsten Stunde hörten wir uns die wissenschaftliche Kritik der Sterndeuterei durch einen Sternkundigen an, und die Sätze des Astronomen Dr. P. Stuker von der Zürcher Sternwarte verfehlten ihren Eindruck nicht. Ist übrigens die Sucht nach solchen Gruppenbildern nicht ein Zeichen der Vermassung, der Faulheit, sich selber ein gehöriges Bild zu machen, und der Feigheit, eine Aufgabe ohne geheimnisvollen Zuspruch anzugehen. Obendrein ist der Hang zu Horoskopen, der von gewissen Zeitungen, die beim Weglassen dieser Ecke einen Schwund von 20 % der Abonnenten befürchten, ein krasser Religionsersatz, eine Flucht nach hinten, in heidnische Zeiten.

Anderseits gibt es auch einen Wissensersatz, und der heißt Kreuzworträtsel und einen Gesprächsersatz, und der heißt Jaß. Bekritteln wir nicht den Spieltrieb, aber sein Überwuchern. Gewißt sagte Schiller, der Mensch sei nur dort recht Mensch, wo er spiele. Allein, wenn er nur spielt .... ist er dann noch ein Mensch? Man tut jedenfalls gut daran. die Stelle im ganzen, sehr anspruchsvollen Zusammenhang zu lesen. Sie findet sich nämlich im 15. Brief von Schillers Briefreihe «Über die ästethische Erziehung der Menschen», und dort lautet sie vollständig: «Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.» Spiel in Schillers Sinn bedeutet die geistige Freiheit, sich dank der Form, welche das Stoffliche bewältigt hat, über das Sinnliche zu erheben. Dann sind wir dem Sinnbild nahe.

Leider wissen nur wenige Menschen, wie unser ganzes Daseinsgefühl gehoben wird, wenn ein Meister eine alltägliche Lage beschwingt zu schildern und sinnig zu deuten weiß. Darf ich ein Beispiel nennen, das Ihnen ohne weiteres oder einem Dorfgenossen mit Ihrem Beistand zugänglich ist. Ich entnehme es dem Band «Der kleine Leuchter» von Martin Schmid, und es wird in den Auswahlband eingehen, den der neue Calven-Verlag für das nächste Jahr rüstet. Es trägt den gleichen Titel wie das mittlere Bild von Segantinis Trytichon, nämlich

SEIN

Von des Feldwegs staubigem Borde
fließen in die Sommerwiesen
schon die dunkleren Akkorde
der Salbei.

Leise sirrt der Sand. Es ründet sich die Stunde.
Überm schwarzen Tannengrunde
zuckt ein Vogelschrei.

Wind fährt auf. Sein mohnbekränzter Nachen
klirrt durchs Schilf im pappeldunklen Schachen
und rauscht hoch, ein Traum, vorbei.

Wie ein Gleichnis aus dem Buch der Bücher
spreitet dort ein Weib zum Mahl die Tücher,
daß die Stunde schön und festlich sei.

Unterm Baum mit roten Kirschenzweigen
brechen feierlich das Brot im Sommerschweigen:
Vater, Mutter, Kind, die ewigen Drei.

Ähnliche Beispiele ließen sich aus der bildenden Kunst und der Musik anführen. Sie lassen uns den großen Einklang aller Wesen ahnen und verleihen uns die Gewißheit, in einer großen und guten Ordnung daheim zu sein. Bei der Begegnung mit Werken schöpferischer Menschen erkennen wir in begnadeten Stunden des Kunstgenusses, daß das oberste Ziel der Bildung darin besteht, uns dem Schöpfer, der uns «nach seinem Bilde» schuf, dankbar und würdig zu erweisen.

V.

Es ist nicht meines Amtes, den Lehrplan einer Erwachsenenbildung im einzelnen auszuarbeiten. Wer es aber unternimmt, tut gut daran, darin die Dorfkultur nicht zu vergessen. Es sollte in jedem Jahr ein Kurs der nähern Heimat gewidmet sein, der Landwirtschaft, der Viehzucht, der Geschichte, der Geographie, dem Gestein, den Pflanzen, Tieren und der Sprache. Ich habe vor drei Jahren im Bündner Jahrbuch eingehend dargelegt, wie ich mir das Zusammenspiel der Vereine im Dorfe, z. B. im Rahmen einer Dorfwoche, denke und möchte hier nur nachtragen, daß die Vereine bei der Erwachsenenbildung mitwirken sollen. Spricht z. B. ein Redner über Franz Schubert, so soll man nicht nur den Plattenspieler, sondern auch die Sänger des Dorfes vernehmen. Gerade die Zugewanderten werden durch Kurse und Lehrwanderungen zu Dorfleuten, und sie können z. B. in einem Kurs über unsere Mundarten lebendige Proben ihrer frühern Wohnorte bieten.
Zur Eigenart gehört die Mundart. Brechen Sie aus der Orgel der deutschen Sprache die Mundarten heraus, so verliert sie manche ihrer warmen Herztöne. Einheitsstaaten ebnen die Mundarten aus und betonen die Schriftsprache auf jegliche Weise. Die Schweiz hat die Einebnung in der Helvetik durchgemacht und wünscht keine Wiederholung der Gleichmacherei, das Land der 150 Täler mit taleigenen Sitten und allfälligen Unsitten zuallerletzt. Als vor 25 Jahren die deutsche Bauernfängerei allen Deutschsprachigen ennet der Grenzen das «Heim ins Reich» flötete, entstand der «Bund

Schwyzertütsch» zur Pflege unserer Mundarten. Gleichzeitig mit der Lorelei auf dem andern Rheinufer trommelte die «Adula», Mussolinis Lock- und Hetzblatt, auf die Rätoromanen los und wollte ihnen weismachen, sie sprächen nur eine italienische Mundart und gehörten auch zur «Irredenta», d. h. zu den zu erlösenden Stämmen. Damals anerkannte das Schweizervolk mit 91 % der Stimmenden das Rätoromanische als Nationalsprache.

Wichtiger noch als der Buchstabe der Satzungen, ja der Verfassung, ist freilich der Lebenswille des Volkes, Eine Sprache lebt, so lange sie gut gesprochen und gestaltet wird. Das Rätoromanische darf in diesem Willen nicht erlahmen. Wir Bundesbrüder haben Verständnis dafür. Als Pfr. Gaudenz in Müstair an der letzten Bundesfeier mit einer romanischen Ansprache begann und dann in deutscher Sprache zu den «Unterländern» sagte, er dürfe sich für diesen Vorrang seiner Muttersprache nicht entschuldigen, fand er gerade bei den Gästen rauschenden Beifall. Die Italianità ist in Südbünden ungebrochener als selbst im Tessin. An zwei Kunstausstellungen in Poschiavo sah ich auch, wie die ennetbirgischen Täler zu ihren bildenden Künstlern stehen. Deutschbünden hat dreierlei Deutsch. Das entlegene Samnaun ist beim Aufgeben des Romanischen nicht zum alemannischen Schweizerdeutsch übergegangen, sondern zur Sprache der Tiroler Nachbarn, so daß die Samnauner nicht von Purelüt sprechen, sondern von «Paursleut». Die Walser der Hochtäler, deren Wasser dem Rheine zuströmen, haben sich die Hände zu einem Bund geboten, dem es hoffentlich bald glückt, Tagungen mit Theaterstücken, Dichterlesungen und Liedern durchzuführen. Ihre kulturelle Lage ist derjenigen der Rätoromanen nicht unähnlich: Wo die Fremden nicht hinkommen, haben Einheimische, sei es in Wirklichkeit oder in der ebenfalls wirksamen Vorstellung, zu wenig Verdienst. Kommen aber die Fremden in großer Zahl, so gefährden sie das Walsertum. Stünden die Walser in gesundem Stolz zu ihrer Art, auch zu ihrer Mundart, so würden sich die Zuzüger gerne eher angleichen, als wenn sie den Eindruck haben, diese Mundart bestehe da und dort nur noch auf Abruf. Ich hatte in den letzten Jahren, als ich die ersten Gedichte von Christian Caflisch und Peter Guler zu lesen bekam, die Überzeugung, daß selbst auf dem Außenposten Says und im Prättigau die Sprache der Walser noch zeugungskräftig geblieben ist. Die Walser Sprache Jörgers und das Davaser-Tütsch Hans Valärs rühmen — dies wäre wohl Wasser in den Rhein und ins Landwasser getragen. So hätte man wenigstens früher gesagt. In der Zeit der abgezapften Flüsse aber hinkt der Vergleich.

Dafür sind Goldquellen entsprungen, wogegen die alten Bündner Goldfunde am Calanda und im Casanagebiet sowie im ehemals bündnerischen Plurs armselige Äderchen waren. Lange Zeit geschleppte Schulden werden getilgt, langgehegte Wünsche nach Schulhäusern werden erfüllt — wer wollte sich darüber nicht freuen! Man muß schon durchnäßt beim Abdämmen wildüberbordender Bergbäche in kühler, stockfinsterer Nacht dabei gewesen sein, um dankbar zu ermessen, was es bedeutet, daß nun der gleiche ungebärdige Geselle von einst uns heute seine Kraft hergeben muß, damit unsere Stube hell, unser Herd warm und der Draht, der das Hirtenamt übernimmt, geladen werde. Es wäre aber falsch, wenn wir vom heranflutenden Ertrag der Stauseen und Laufwerke nicht auch eine Quelle für die Fort-

und Weiterbildung unserer Jugend und unserer Junggebliebenen zu fassen vermöchten, über deren Form und Lehrkräfte ich abschließend noch ein Wort sagen möchte.

VI.

Bei der Weiterbildung nach dem Schulaustritt unterscheidet das Gesetz, das Graubünden vorbereitet, mit gutem Grund zwischen der Fortbildungsschule und der Erwachsenenbildung. Die Fortbildungsschule soll dort, wo zwischen Schulaustritt und Rekrutenschule samt erstem Urnengang der Burschen eine Lücke klafft, eine sinnvolle Weiterbildung ermöglichen, die auch für die heranwachsenden Töchter bis zu ihrer Mündigkeit so zu gestalten ist, daß sie den Anforderungen unseres sich sehr rasch wandelnden Zeitalters weniger hilflos gegenüberstehen als bisher. Diese Stufe der Fortbildungsschule ist für alle Heranwachsenden, die nicht eine mindestens entsprechende Ausbildung, z. B. auf einer Mittelschule nachweisen, verbindlich zu erklären, und sie soll unentgeltlich sein wie die Volksschule, denn sie ist auch eine «Schule zum Volk». Es wird indessen eines ihrer wichtigsten Kriterien sein, ob es ihr gelingt, die Freude an lebensnaher Weiterbildung so zu wecken und zu erhalten, daß sich ein erheblicher Teil der aus der Fortbildungsschulpflicht Entlassenen nachher zur freiwilligen Erwachsenenbildung einfindet.

Da darf ich nun auf Gedanken hinweisen, welche alt Semindardirektor Dr. Martin Schmid schon 1945 als Wegleite zur Schulpolitik in seine Rechenschaft «Die kulturpolitische Lage Graubündens» aufnahm:

Betont soll werden, daß der Ausbau der Fortbildungsschulen in Graubünden besonders dringend ist. Ich glaube auf Grund der Teilnahme bei den Rekrutenprüfungen sagen zu müssen, daß Jugendliche, die nach Verlassen der Volksschule keine Lehre und keinerlei Schulung genossen, mit 20 Jahren geistig verkümmert und leer anmuten. Sie sind nirgends verwurzelt. Man erkläre also nicht nur den turnerischen Vorunterricht obligatorisch, sondern auch die Fortbildungsschule. Es sollte keinen jungen Mann geben, der mit 20 Jahren nicht eine landwirtschaftliche, kaufmännische oder gewerbliche Fortbildungsschule besucht hat. Die Erziehung zum Staatsbürger aber muß das oberste und vornehmste Ziel all dieser Schulen sein. Freilich müßten diese Schulen stärker auf das Leben ausgerichtet sein. Viel weniger Leitfaden, viel mehr Gestaltung aus den konkreten Verhältnissen heraus! Will man z. B. einem jungen Bauernsohn die staatliche Struktur unserer Eidgenossenschaft, ihrer Behörden, ihren Verwaltungsapparat «erklären», so muß man von seiner Heimatgemeinde ausgehen, wie sie regiert und verwaltet wird, und was alles es dazu braucht, und dann die Ringe weiter ziehen. ... Und da kann man denn nicht genug betonen, daß der geplante Umbau oder Neubau eine bedeutsame Verbesserung der Mädchenschulung wäre. Diese aber ist m. E. das dringlichste Problem. Die Bäuerin erhält den Bauernstand. Wo sie Freude vermittelt, wo sie am Hofe festhält, die Töchter und Söhne für die Scholle gewinnt, da ist Segen und Gedeihen. Wo sie freudlos, verbraucht und vergrämt, den ganzen Tag zankt und den Kindern vorjammert, da flieht der gute Geist aus dem Hause, und es verlottert und steht schließlich schief und verloren da. Freilich, hier spricht die wirtschaftliche Lage ein entscheidendes Wort mit.

Man hat früher für Erwachsenenbildung das nicht eben glückliche Wort «Volkshochschule» verwendet. Mit diesem Ausdruck versuchte man zweierlei zu bezeichnen. Einmal wollte man die Volks*hoch*schule von der gewöhnlichen Volksschule abheben, indem man eben die höhere Schul- und Lebensstufe bezeichnete. Im Unterschied zu den akademischen höchsten Schulen wie Universitäten und Hochschulen der Technik und der Wirtschaft betonte man sodann das Volkstümliche und wohl auch das zum Volke Bildende, wie es vorab dem reichen Gemüt des Gründers der nordischen Volkshochschulen Grundvitg entsprang (1783—1872), der sein Bildungswerk in einer Verschmelzung von Christentum und Nationalkultur sah und dem lebendigen Wort die größte Bildungskraft zutraute. Irreführend ist bei der Bezeichnung «Volkshochschule», wie sie aus dem Skandinavischen übernommen worden ist, vor allem die Erwartung, daß eine Hochschule eben auch eine Stätte der Forschung sei. Das könnte bei der Volkshochschule höchstens im Sinne der Selbsterforschung gelten. Sonst aber ist die Volkshochschule eine Stätte der Weitergabe des in den Forschungszentren erarbeiteten Bildungsgutes.

Die Lehrer der Erwachsenenbildung werden daher nur in Ausnahmefällen die Forscher selber sein, sondern nicht selten wird die Erwachsenenbildung den Händen der Lehrerschaft eines Ortes anvertraut. Dabei schwebt mir vor, daß ein Lehrer, der sich gründlich mit einem Gebiet vertraut gemacht hat, einen ausgearbeiteten Kurs natürlich nicht nur in seiner Gemeinde, sondern weitherum im Lande halten könnte. Edmond Tondeur, der an der erwähnten Trogener Tagung dieses Sommers «Vom Hunger nach Bildung» sprach und seine Rede in der Schweizerischen Lehrerzeitung vom 6. Dezember veröffentlichte, führt dabei ein Zitat aus Peter Seidmanns neuem Buch «Moderne Jugend — eine Herausforderung an die Erzieher» an, der verlangte: «Der nachweislich weitergebildete und entsprechend geprüfte Lehrer muß auch besser bezahlt werden.» Tondeur sieht in der Mitwirkung an der Erwachsenenbildung eine von vielen Lehrern erwünschte Möglichkeit eines innerberuflichen Aufstiegs und der Aufwertung des Lehrerstandes überhaupt. Wir glauben in der Tat, daß es manchem Lehrer gut tun würde, in der Woche zwei Stunden mit Erwachsenen zusammenzuarbeiten, ja daß sich auf Hin- und Heimweg, aber auch in den Abendkursen selber Gespräche mit Eltern seiner Schüler ergeben könnten, Aussprachen, welche auch der Tagesschule zugute kommen. Gewiß haben auch das bisherige Vereinswesen und Elternabende ähnliche Gelegenheiten geboten, aber man sah den Lehrer dabei nicht so deutlich am Schulwerk.

Nun fragen Sie mich als akademischen Lehrer gewiß noch, ob mir denn eine solche Erwachsenenbildung, in deren Verlauf Leute mit verschiedener Vorbildung und mit Altersunterschieden, die sich auf ein halbes Jahrhundert erstrecken können, in der Woche ein- bis zweimal für eine gute Abendstunde zusammenkommen, nicht als Scheinbildung zuwider sein müsse. Ich antworte Ihnen gerne, daß meine Freude über Leute, die sich freiwillig zur Begegnung mit Wissenschaft und Kunst aufmachen, größer ist als die Sorge, sie könnten sich am Ende eines Kurses z. B. über Psychologie berufen fühlen, Neurosen zu kurieren. Hätte ihnen der Kursleiter versprochen, sie bis zu dieser Stufe zu führen, so hätte er sein Amt mißverstanden

und seine Sache schlecht gemacht. Wenn er aber den Besuchern beigebracht hat, wie Neurosen entstehen können und welche Wege zur Heilung der Fachmann einschlägt, so ist schon viel gewonnen. Sind besonders wissensbegierige Dorfleute im Kurs, so wird der Lehrer den Weg zu den Fachwerken gerne weisen. Eigentlich sollte sich das Kurszimmer stets in der Nähe einer Volksbibliothek mit Lesezimmer befinden, wobei der Benützer nicht durch einen Schalter von den Bücherbeständen getrennt sein, sondern freien Zugang zu einer sog. Freihandbibliothek haben sollte. Beim Blättern in einem Bande erkennt man ja oft viel leichter als vom Titel im Katalog her, ob das Buch den erhofften Dienst leiste oder nicht. Wenn eine Gemeinde nur den tausendsten Teil der Ausgaben für Bauten aller Art für Bücher ausgäbe, wären unsere Bibliotheken reicher und auch reger benützt. Früher wimmelte man solche Wünsche ab mit dem Römerworte primum vivere, deinde philosophari — zuerst leben und dann nachdenken. Heute aber haben die Vereinigten Staaten die Losung ausgegeben: «Geist schafft Brot», und Präsident Kennedy rief dem Kongreß in seiner Botschaft über den Ausbau des Bildungswesens zu: «Our fundamental resource is in the human mind.» Sollen wir hinter diesem Worte des jüngsten Präsidenten der größten Demokratie der Erde zurückbleiben? Nein, unsere älteste Volksherrschaft sei auch auf diesem Felde auf der Höhe ihres Rufes und offen für das Wort, das Gebot der Zeit. Der deutsche Bundespräsident Prof. Dr. Theodor Heuß, der in diesen Stunden auf der Bahre liegt, sagte als Kenner, guter Freund und treuer Nachbar unserer «Nation der dreitausend Gemeinden»: «Die Gemeinden sind wichtiger als der Staat», und fügte dann noch weise hinzu: «Und die Menschen sind wichtiger als die Gemeinden.»

Diskussionsvoten zu einem Gesetz für Fortbildungsschulen und Erwachsenenbildung

Einführung in den Entwurf zum Gesetz für die Fortbildungsschulen und die Erwachsenenbildung im Kanton Graubünden

von Dr. Chr. Schmid

I. Das Bedürfnis nach Bildung

Das Streben des Menschen nach Bildung ist nicht etwa neu. Erinnern wir uns nur an die Bildungsromane der Literaturgeschichte! Mag es ursprünglich eine sittlich-moralische Forderung gewesen sein, den Menschen zu formen und zu bilden, und die Erkenntnis, daß Wissen Macht bedeutet, so kommt heute eine weitere Komponente hinzu: die gute Ausbildung vermag heute einen höhern Lebensstandard zu vermitteln. Waren ursprünglich Bildung und Schulung das Privileg oberer Schichten, hat sich die Einsicht Bahn gebrochen, daß jeder Bürger sorgfältiger Ausbildung bedarf. Dies namentlich im demokratischen Staatswesen, in dem jeder Einzelne zur Mitarbeit und Mitverantwortung aufgerufen ist und dementsprechend die